

Der Apfelwein.

Wenn der nahe Herbst seine ersten Vorboten sendet und in dem Rheingau der Winter hoffnungslos oder bangend seinen Blick über das allmählich in bunten Farben sich kleidende Nebengebiet schweifen läßt, dann richtet in dem benachbarten Mainthale und in den angrenzenden hügeligen und nassanischen Landstrichen das Auge des Gärtners und Landmannes sich nicht minder spannungslos auf die Apfelbäume, die mit ihren reifenden Früchten die Landstraßen begleiten, sich vereinzelt auch mit weitverzweigtem Geäste summen der Felder erheben oder in geschlossener Pflanzung den Gang der Höhenzüge bedecken. Auch hier knüpft sich ein Hoffen und Furchen an einen Herbst, und wenn das Einbringen derselben sich am wenigsten geräuschvoll und feier vollzieht, als bei uns die Frucht der Reben gefeiert wird, so ist doch kein Ausruf von nicht zu unterschätzender wirtschaftlicher Bedeutung für die Landwirtschaft.

Bedenke man doch, daß allein die Frankfurter Gemarkung jährlich gegen 50,000 Hektoliter Apfelwein liefert. Und so wie hier sieht es noch in vielen Gegenden Deutschlands aus. Wir finden den Apfelwein nördlich bis nach Franken und Thüringen verbreitet; recht eigentlich Vorkriegsprodukt ist er im Süden, namentlich in Württemberg und Schwäbisch-Bayern, und mehr noch in dem schweizerischen Canton Fribourg, dem größten Apfelweinproduktions-Gebiete in Deutschland. Den Ruf besonders guter Herstellung genießt das vollstimmige Getränk wie in der Frankfurter Gegend, so auch in Trierer und Luxemburger Land, doch verankert der Frankfurter Apfelwein speziell seinen Namen dem Jahre 1858, in welchem die Parlamentsabgeordneten aus dem Nord- und Nordosten Deutschlands ihn festschrieben und schärfen lernten, jedoch er wird jeder Zeit an ständige Abnehmer u. a. in Berlin gefunden hat.

Der Apfelwein ist ein uraltes deutsches Getränk und möglicherweise in Deutschland schon vor der germanischen Einwanderung heimisch gewesen, wenigstens haben sich unter den Ueberresten des Pfalzhauses von Koblenzhanen verfeinerte Exemplare einer Apfelart gefunden, die noch heute zu seiner Herstellung benutzt wird. Bestimmt nachweisbar ist der Apfelwein bei den Westgoten im 4. Jahrhundert, in deren Sprache er ein besonders Wort hat: leithus, wörtlich „verdorbenes“, d. h. „gegerenes“ Getränk, im Gegensatz zu dem frischen Moße. Besonders Werth scheinen in dem alten Gothen auf den leithus nicht gelegt zu haben, denn ihr Bischof Wulfilas läßt in seiner berühmten Bibelübersetzung denselben unter der sehr fraglichen Fälschung erscheinen, die Johannes in der Wüste zu sich nahm (an Stelle des „wilden Honigs“ der neueren Uebersetzungen). Auch in der späteren Zeit, als die gotische Wortform leithus sich in die entsprechende althochdeutsche für umgewandelt hatte, muß die Vorliebe für das Getränk mindestens eine getheilte oder sich doch mannigfaltig wandelnde gewesen sein, denn wenn wir wissen, daß in dem fünfzigsten Jahrhundert die fränkischen Könige Nabegebende sich ihren Döfweizen eigens aus dem südblichen Frankreich verschaffte, sagt die Chronik Jahre später der Sänger des Ludwigsliedes, wenn er von seinem Heiden melden will, er habe in der Schlacht seinen Feinden gar bitteren Trank zu kosten gegeben, wörtlich, er habe ihnen „bitteren Apfelwein ausgegossen“. Später muß der Weidmann sich wohl wieder geändert haben, da das neuere Wort „Veit“, das sich aus dem alt- und mittelhochdeutschen lit entwickelt hat, uns vielfach geradezu unter der Bedeutung „Wein“ begegnet, so u. a. in der Form „Veitau“ (richtiger Veitau) für Weintraum.

Der Apfelwein nach Frankreich und England durch deutsche Stämme gebracht worden ist, über ob er dort in früherer Zeit schon vorhanden war, ist schwer zu entscheiden; jedenfalls spielt er in beiden Ländern eine weit bedeutendere Rolle, als man bei uns gemeinlich anzunehmen geneigt ist. Von Frankreich erfahren wir in der Regel nur, daß in der Normandie die Vereitung des Apfelweines, in der Landesprache cidre oder pomme genannt, in größerem Umfang betrieben wird, während doch ebenso bei vorzutragende Produktionsgebiete in der Bretagne und dem französischen Baskenlande vorhanden sind. Daß auch in England Apfelwein gekeltert wird, und daß die englische Landwirtschaft zum Teil ein sehr reiches Interesse an der Gewinnung dieses Produktes nimmt, hören wir kaum gelegentlich. Und doch bietet gerade in England die Apfelweinkultur so viel des Besonderen und Ursprünglichen dar, daß man davon Kenntnis nehmen sollte. Schon die Ernte ist eine ganz andere und fällt in eine spätere Zeit als in Deutschland.

Das Einmalnehmen der Äpfel beginnt A. B. in Devonshire, einer durch die Dichtkunst besonders ausgezeichneten Gegend, nicht vor der ersten Hälfte des November. Wird man zu Anfang dieses Monats über die charakteristischen Fäden in einen der dortigen Baumgärten, so bietet sich einem ein eigenthümliches, anfangs wohl befremdender Anblick dar. Etwas nachlässiger und Unordentliches glaubt man noch nicht gesehen zu haben. Unter den Bäumen liegen, wie in regelmäßigen Reihen aufgeschichtet, die betagtesten Äpfel, die uns bald alle die gleiche Färbung, bald ein wahres Farbenspiel zeigen, dunkel- und hellroth, gelb bis zum weissen, rathbraun und großröth. Treten wir durch die Einfriedigung ein—was wir meist ungesüßert dürfen, so finden wir in dem hoch aufgeschossenen Graue auf Schritt und Tritt Äpfel.

Wie ist es nun möglich, fragen wir uns, daß ein Landmann, dem ein deraußerer Obstgarten zu Theil geworden, sich so wenig um denselben kümmert und er alles, was in fünf bis sechs Jahren gewachsen ist, sorglos auf dem Boden verfaulen läßt? Forschern wir indes der Sache etwas nach, so erfahren wir, daß das Faulenlassen auf dem Boden die beste Art ist, die zur Kelterung bestimmter Äpfel zu der erforderlichen Reife zu bringen. Wenn er so doligst, allen

Unkiden des Odes und der Bitterkeit preisgegeben—der aus dem Boden dringenden Kälte Erweichlichkeit; den durchdringenden Regengüssen und den Angriffen des trübenden Gethiers aller Art—so erhält er nach einem durch seinen Gebrauch erprobten Verfahren seinen Grad von Milde und Hartheit, der ihn zur Kelterung ganz besonders geeignet macht. In Frankreich, in der Normandie und Bretagne, wo fast nur kleiner Grundbesitz vorhanden und der Landmann zu hausfälligerem Weizen gezwungen ist, läßt man die Äpfel nur selten am Boden liegen, da dieser dem Vieh als Weide und den Schweinen und dem Geflügel als Tummelplatz dienen muß. Die Äpfel werden daher schon ziemlich frühe gemalmet und unter Dach und Fach gebracht, damit sie dort in trockener Luft den Reifeerfolg durchmachen.

Dieses sorgsamere Verfahren nöthigt schließlich aber auch zu größerer Arbeitsleistung, denn der französische cidre, wie er bei der ersten Pressung gewonnen wird, ist kaum trinkbar, wenn er nicht einen Zusatz von Wasser erhält. Bei dem cidre do garo, der schon etwas Lager durchgemacht, nimmt man gewöhnlich 1 Liter Wasser auf 15 Liter Most; bei dem Getränke, das bis zum folgenden Sommer ausdauern soll, muß der Zusatz noch größer sein. In den englischen Apfelwein-Gegenden erhalten die Äpfel den für sie erforderlichen Grad der Reifezeit auf eine natürliche Weise durch das Lagern im Freien mit Geflügel, wo der Thau, der Regen und der Wassergehalt des Bodens ihnen denselben weihen. Daher in diesen Gegenden das so überaus einfache Verfahren der Mostbereitung, das lediglich darin besteht, daß die Äpfel im „Vrei“ vermalmet und in einer primitiven Presse so lange ausgedrückt werden, bis der in ihnen enthaltene Saft aus ihnen herausgelaufen ist.

Man theilt die englischen Apfelweine in zwei Klassen, gewöhnlich in zwei durch örtliche Abgrenzung von einander getrennte Klassen ein. In der Gegend von Devonshire, wozu auch Somersetshire und die nördliche Theile von Dorset und Cornwall zu rechnen sind, plant man die Bäume ziemlich eng aneinander. Im übrigen überläßt man alles, was zu thun ist, der Natur; man gräbt weder die Bäume auf, noch düngt man den Boden, noch auch hält man eine Auswahl unter den gewonnenen Früchten. Der größere Theil der Äpfel fällt von selbst von den Bäumen, und mit diesen in das letzte Stadium der Reife gediehenen Früchten sammelt man die andern ein, die noch nicht zur Entwidlung gelangt sind. Alle Äpfel werden mit dem in den Schalen, die sie von der Zeit ihrer Entnahme haben—mit dem auf ihrem Stamme gemachten Moße, mit ihrem vorerworbenen oder brandig gewordenen Keiten und ihrer überschweren Krone versehen—zu rüchigen jüngerer Genossen laßt, die an Stellen gepflanzt worden ist, die ein Vorjahr gefallen oder der Zeit der Jahre erliegen ist. Auch in dem Verfahren der Mostbereitung ist kein Unterschied vorhanden.

In Devonshire breitet der Farmer, wenn er die Äpfel in dem Steintrage zerquetscht hat, den gewonnenen „Vrei“ sichtlich zwischen Strohsägen aus und läßt von einem durch eine Gabelvorrichtung herausgeführten Gewicht darauf einwirken. In den Gegenden von Hereford, zu dem auch Theile von Worcesterhire und Gloucestershire gehören, geht man vorwiegend zu Weizen und schlagt den „Vrei“ in Säcken der Rohspannweite ein, die man in eine Schraubensprelle mit Gelenk, Kastenwerkzeuge bringt. Auch sonst wendet man hier größere Sorgfalt an. Die Bäume werden weiter auseinander gepflanzt und der Boden zwischen ihnen aufgegeben oder aufgeschlagen, wenigstens so lange die Bäume noch jung sind. Zudem läßt man die Baumgärten nicht Jahrtausende lang an derselben Stelle, man legt von Zeit zu Zeit neue Pflanzungen an und zieht die ausgetragenen Obstgärten zu dem Ackerlande. Ein Farmer aus der Gegend von Hereford hält es nicht unter seiner Würde, die Namen der Apfelarten, die er zieht, zu kennen, sorgsam die Erde und jeden einzelnen Stamm zu lockern, die Bäume sauber und unter kunstgerechtem Schutte zu halten und die gewonnenen Früchte zu sortieren. Mandarin veranfaßt er logar eine vollständige Auswahl und läßt ein besonderes Getränk für den Handel und den eignen Bedarf herstellen, während die minderwertige Waare zur Vereitung des sogenannten Hausstrunkes verwendet wird.

Frankreich rühmt sich, die Kunst der Döfweizenbereitung früher als England gekannt zu haben; ob mit Recht oder Unrecht, wird dahingehört bleiben. In Frankreich haben wahrscheinlich ähnliche Verhältnisse geherrscht, wie in Deutschland, und wir haben bereits die Möglichkeit gegeben, daß hier der Apfelwein vor der germanischen Einwanderung vorhanden war. Auch der fränkischen Könige Nabegebende haben wir schon erwähnt. Während des Mittelalters wurde denselben ebenfalls auf dem Clerus gebührenden ländlichen Besitzungen große Mengen Döfweizen gezeugt; die geistlichen Herren scheinen indes für ihre Person dem Getränke nicht sonderlich hold gewesen zu sein und es ähnlich wie der alte Westgot Wulfilas betrachtete zu haben, denn sie gestatteten, wie wir noch vorhandenen Bestimmungen wissen, keinen Genuß ausdrücklich an igtalten, an denen der Wein genossen unterlag war. Daß das Wort cidre aus dem Semitischen stamme und der Döfwein von Afrika nach dem Bostenland und von dort aus erst nach dem übrigen Europa gekommen ist, ist eine jedes Haltes entbehrende Vermuthung.

Das Wort cidre ist aus dem lateinischen sidra hervorgegangen, und zwar nach welchem Gesetze des Lautwechsels, nach welchem sich aus dem Worte Karyas die Form ladre gebildet hat. In England mag die Sitte der Döfweizenbereitung auf dieselbe Zeit zurückgehen wie in Deutschland und Frankreich, doch war der Apfelwein dabeist wohl früher eigentliches Volksgetränk, als in den beiden anderen Ländern. Wenigstens kam in Frankreich der Cider erst im sech-

zehnten Jahrhundert zu größerer Bedeutung, und selbst während dieser Zeit hatte er noch einen heftigen Kampf mit der unter dem Namen cervoise bekannten leichteren Bierart zu bestehen. Aehnlich dürfte es auch in Deutschland sich verhalten haben, wenigstens bezeugt die älteste Notiz, die sich über das Vorkommen des Apfelweines in Frankreich erhalten hat, daß sich dabeist um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts 24 Schanzstätten für dieses Getränke befanden hätten. In Frankreich war schon vor der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der Cider die Hauptquelle für den Wohlstand der Landwirthe in der Normandie und Bretagne, und seit mehr als hundert Jahren hat er unter der dortigen Landbevölkerung erfolgreich den Kampf sowohl gegen Bier wie gegen Wein befochten.

Nach statistischen Ermittlungen sollen sich zur Zeit in Frankreich über 4 Millionen Hektar der Ciderbereitung dienende Apfelbäume befinden; neben einander gepflanzt, würden sie eine Baumreihe von mehr als 4000 Meilen Länge ausmachen. Die Gesamtproduktion wird im Jahresdurchschnitt auf mindestens 1 Million Hektoliter veranschlagt. Am ertragreichsten ist augenblicklich das Departement Alle-et-Vaine in der Bretagne; die drei nächst in Betracht kommenden Bezirke liegen sämtlich in der Normandie, und hier ist es auch, wo das meiste gefälschte Getränk hergestellt wird. Die beste Sorte kommt heute noch aus der Gegend der Stadt Auge, die schon im dreizehnten Jahrhundert wegen ihres Ciders berühmt war.

Der Cider von Auge ist von dunkelbrauner Farbe und wird vor dem Trinken oder dem Mischen mit Wasser und Zucker vermischt. Die zweite Qualität kommt aus Gaur und Bray, sowie dem schon erwähnten Departement der Bretagne. Sie hat eine helle Bernsteinfarbe und ist gleichfalls zu stark, um unvermischt getrunken zu werden. Die dritte Qualität wird in der Normandie in der Gegend von Beauce und in einzelnen Theilen der Bretagne hergestellt; sie ist von bleicher Färbung und hält sich nur bei ganz vorzüglichem Ausfälle der Reife länger als ein Jahr.

Französischer Chauvinismus.

Die Berliner Post theilt eine, Wilhelm Blau, Reichenhofsstraße 17, unterzeichnete Aufschrift über Vorgänge in dem belgischen Gebirge Montenegro mit, worin es heißt: „Meine Frau, die zur Zeit bei meinem Schwager, Herrn Fabrikbesitzer Karl Bloem aus M. Giesbad, in Blankenburger Weist, wo wieder an der Digue sich eine Villa gebaut hat, schreibt mir von dort: Am Sabbath hatten sich Bloem's Gläubiger Bekannte geladen; wir waren 25 Personen zusammen. 5 Herren nebst ihren Frauen und Kindern. Auf dem Balkon hatte Schwager Bloem etwa zwölf Lampen angebracht; seit frühem Morgen schon hingen drei deutsche Flaggen hinaus, einige Häuser weiter hatten Andere auch deutsche Flaggen hinausgehängt. Im 10 Uhr Abends kamen unsere Gäste; nach einiger Zeit hielt Herr C. eine Rede, in welcher er auf die Bedeutung des Tages hinwies und zum Schluß ein Hoch auf den Kaiser ausbrachte, worauf wir Alle „Hei Dir im Siegertrank“ sangen; sodann sangen die jungen Mädchen und Kinder Lieder, z. B. „Deutschland, Deutschland über Alles“, aber auch andere, nicht vaterländische Lieder.“

Da die Villa eine offene Loggia hat, mußte wohl der Gesang draußen gehört sein; es sammelten sich dort einige Vögel übergehende, die ab und zu zischen, wie verlor sich Alles und wir saßen höchst gemüthlich beisammen. Da, gegen 11 Uhr, als der Ort schon im Schlaf lag, hörten wir plötzlich von weitem ein weißes Geräusch. Geschossen in zwei Gliedern, die junge Weite der Digue einnehmend, kamen junge und alte Leute an, die Marcelline hingen; pfeifen und zischen blieben sie vor unserem Hause stehen und machten einen hülfeländern, dann zogen sie weiter. Nach kurzem kamen sie wieder zurück, stellten sich in Gruppen auf, schimpften, pfeifen und freilachten. Es mußten wohl über 100 Mann sein, meist gut gekleidete Leute mit weißen Strambüscheln, alles Franzosen, Bediente, so gut wie wir. Wir blieben still auf dem Balkon und schauten, als kummere uns der Spektakel nicht; plötzlich fing die Bande an Commanbo an zu schreien „les drapreaux! les drapreaux!“ Wir sollten die deutschen Fahnen einziehen und auch die Campions abnehmen. Schwager Bloem und die anderen vier Herren, von denen ich schon in der selbigen Jahren stehen, erhoben sich nun zur Abwehr, da kam ein Herr in den Flur, ein Polakist, der sagte, wir sollten nur nachgehen und die misstehenden Fahnen einziehen, denn die Polizei wäre machtlos, uns zu schützen. Wüthend warf einer der Bande draußen mit einer Schelle einen Stein an einem langen Hindfaden über den Dacht und rief mit einem Ruf die ganzen Campions herunter. Bloem zog nun wieder die Fahnen ein. Das darauf folgende widerliche Gekohle hörte Du hören müssen! Wie dessen längste ist in Kresse herum und zogen endlich mit unseren Campions als Trophäen ab.“

Die Nordamerikaner, bemerkt die Nat.-Ztg. dazu, feiern in jedem Lande, auch in England, von dem sie die losgerathen, für Unabhängigkeitstagen. Wenn Franzosen in Blankenburger oberhalb auswärts Frankreich den 14. Juli feiern, wird es keinem Deutschen einfallen, dagegen zu demonstrieren. Ebenso berechtigt waren Deutsche, in dem belgischen Laborate in ihrer Wohnung, wenn auch bei offnen Fenstern, den Geburtstag zu feiern, auch deutsche Fahnen aufzuhängen. Die Ortsbehörde scheint dies ja auch nicht beweiselt, sondern sich nur nachsichtig erweisen zu haben, die Grenze der Franzosen zu verbinden. Insofern, wo solche Unhöflichkeit, Deutsche in der Ausübung eines Rechtes zu schätzen, herzutritt, dahin sollten Deutsche nicht wieder gehen. Es gibt deutsche Nordliebhaber, welche den Vergleich mit Montenegro in jeder Beziehung auszuhalten können.

Eine interessante Reise-Verkaufsfahrt.

Von G. von Salow.

Zwei junge Leute gingen, den Nacht-Schnellzug erwartend auf dem Perron einer thüringischen Eisenbahnstation auf und nieder. Sie waren in eifrigem Gespräch vertieft.

„Du mußt Dir wirklich das Leben ein bißchen leichter machen, sagte der eine. „Dürfte ich nur wie Du meine Studien in der Residenz beenden, solette mal sehen, wie ich mich amüßten würde. Vor Allen natürlich mit dem Weibchen.“

„Ja, wenn das Examen nicht wäre, wüßte der andere ein. „Ach, was! Examen hin, Examen her! Hast Du ein wenig Geistesgegenwart und Gritts, so kann es Dir nicht fehlen, doch muß man sich aber nicht über den Schmelzer dumm arbeiten, sondern flott ins Gedränge der Welt stürzen. Immer mitten mang, wie der Berliner sagt.“

„Das sagst Du wohl, Paul; aber Du kennst unseinen mit zwei ausflageliebenden Stimmen betrauten Juristat nicht. Der Herr Meist ist von einer fürchterlichen Strenge! Er faßt ein kleines Verurtheilung gegen Dich—stellt ein paar krause Fragen, und schraubt—bist Du durchgefallen.“

„Nun, wenn ich da wirklich einen solchen Rufmörder unter den Examinatoren habe, so ist das Beste, Du verschiebst im Voraus die Namen des Alten. Mach' artig Visite, küsse die Frau Gemahlin recht ehreberig die Hand und posstige die Tochter, die Älteste und garstigste vor allen.“

„Ich glaube, er hat gar keine Tochter. Aber wenn auch, da wäre nichts zu gewinnen. Der alte Jupiter ist ein fanatisches Mitglied des Vereins zur Hebung der Gerechtigkeit. Gehe der Jungling bei den Eltern um die Jungfrau geworden, darf er sie am liebsten überhaupt nicht ansehen.“

„So spiel' Dich auf den „Chrysanthos“ hinaus, was Dir sehr leicht sein wird, mein guter Walter. Schlag tüchtig die Augen nieder, sobald ein weibliches Wesen der Blick dir erhebt, aber halte Dich schablos, wenn Du außer Erreichweite bist. Bleibst Du so fort, wie bisher, ein moralisches Baby, an dem Schuppen der frommen Denkartstrahlung, so machst Du Dich den Frauenzimmer gegenüber einfach lächerlich.“

Der Jungling in der Vorhalle des Gebäudes und machte die Unterhaltung ein Ende.

„Sieh, die einzelne Dame im Nicht-raucherlooke!“ rief mein Freund. „Da sieh' Dich dazu, das kann ganz pikant werden.“

Er verfuhr die Wagengänge zu öffnen und nahm artig grüßend die Hände ab, als die Inhaberin des Koupes sich umsetzte. Auch Walter grüßte.

„Das hochwürdige Ding hält es nicht der Mühe werth, einen Gruß zu erwidern,“ räumte Paul. „Durch Grobheit lassen wir uns schon lange nicht weggrauen. Nun sehest Du Dich erst recht zu ihr!“

„Um Gottes willen, Paul! Sprich leiser! Sie kann ja jedes Wort verstehen!“

„Kommen Sie weiter nach vorn, meine Herren!“ rief im Vorübergehen der Schaffner.

Walter wollte Folge leisten; aber Freund Paul hielt ihn am Armel zurück. „Lass ihn laufen! Hier ist ja Platz genug, und im Nichtraucherlooke hast Du ebenso gut ein Recht zu fahren, wie die Dame. Wied, alter Junge! Verwende Deine Zeit! Die Gelegenheit ist günstig!“

Kloppenden Herzens stieg Walter ein, und als der Schaffner unruhig herbeieilte, war der Zug im Begriff abzufahren. Der Nichte hatte der schönen Reisenden verschert, er würde während der Nachtstunden seine Herren einlassen, nun aber war bis zur nächsten Haltestelle nichts zu machen. Paul schwenkte noch einmal die Hände, und fort schon der Zug in die dunkle Nacht hinein.

Reuigig schielte Walter nach der lässig in der Wagendeckel lehenden, offenbar sehr eleganten Schönen. Da er es niemals wagen würde, sie anzusehen? Die er Paul um dessen Unverfrorenheit beneidete!

Doch siehe, die Dame kam ihm zu Hilfe. „Erst sah sie, aus dunklen Spitzenbüscheln vorlugend, forschend nach ihm hinüber. „Dann sagte sie: „Das waren ja freundliche Bemerkungen, die Sie liebenswürdiger Freund eben zum Befehle gab.“ Und sie lächelte aus dem Mund, die ihn dunkle Nähe ins Gesicht trieb.“

„Wie? Hatte sie etwa gar Pauls weise Rathschläge angehört und glaubte sie nun, ihn ob mahllos behandelnd zu können, er wargete aber zeigen, daß er nicht der grüne Junge war, für den sie ihn halten mochte. Dies überlegene Köchlein sollte ihr doch vergehen!“

„Ich verzeihe Ihre Anspielung nicht ganz, meine Gnädigste,“ sagte er, den näselnden Lieutenanten affektierend. „Mein Freund beneidet mich mit Recht um das Glück, die Fahrt in so harmonischer Gesellschaft machen zu dürfen.“

Sie schaute ihre nachschwarzen Sammetaugen etwas verwirrt. „So?“, hieß es. „Er trug die Corpsbüschelmütze.“ „Sind Sie auch Student?“

„Nicht mehr, meine Gnädigste,“ schürzte Walter, dessen Muth durch den glücklichen Anfang wuchs, „ich bin Rezensent.“ „Wirklich?—Und bei welchem Regiment?“

„Er nannte ein Berliner Garde-Regiment.“ „Da haben Sie wohl auch nach Berlin zurück?“

„Hier verlor er den Faden.“

„Sie waren vermuthlich bei Ihren Eltern?“ fragte sie ruhig.

„Doch nicht,“ beilichte er sich zu vertheidern. „Ich habe meiner Eltern wegen Waldluft gekriegt. Kamofe Oegend, dieser thüringischen Eisenbahnstation auf und nieder. Sie waren in eifrigem Gespräch vertieft.“

„Ich bin selbst eine Thüringerin“, bemerkte sie lächelnd.

„Gnädiges Fräulein hatten gar nicht nöthig, das zu sagen. Gnädiges Fräulein konnten überhaupt nur eine Thüringerin sein.“

„Warum?“ fragte sie belustigt.

„Augen wie die von gnädigen Fräulein gibt es überhaupt nur in diesem Lande. Muß wohl die Nähe von Wabmanen und die Allerbeyligkeit des Zel, die Raaba von Meffa, mit dem Bilgerzuge der Hadjis einzuzeichnen. Von tausend Gefahren umringt, mit denen ihn der Fanatismus bedrohte, gelang es dem Fräulein von Wabman—denn dies war der wirkliche Name jenes frommen Wabman—der Wabman und der Geographie unerschöpfbare Dienste zu leisten.“

„Sein tollkühnes Unterfangen hat, wie zu erwarten, nur vereint Nachachtung gefunden. Und doch läßt sich kaum verstehen, daß bei der immer mehr sich ausbreitenden Herrschaft des Islam im Inneren Afrikas ein „Giau“ (Ungläubiger) einen äußerst schwierigen Stand haben wird, sobald er versucht, in das Väterland und die Bewohnheiten der dortigen Stämme einzudringen.“

„Ein französischer Kamille Douls, war der letzte jener Märtyrer der Wissenschaft, welcher, anfangs zwar glücklich, doch die Wiederholung seines Verfalls, in der Bekleidung eines arabischen Aufmanns in das Innere der Sahara einzuwandern, mit seinem Leben bezahlen mußte. Die Nachricht, daß er auf der Reise nach dem Hauptstabsquartier des Sultan, Timbuktu, von seinen Führern ermordet wurde, ist für mich leider bestätigend worden.“

Douls war ein entschlossener, thätiger Mann von 25 Jahren, dabei besetzt von glühender Liebe zur Wissenschaft. Die Erforschung des bisher völlig—bis auf die Küstentheile—unbekannten Westens der Sahara und des südlichen Arabiens hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht. Er erlangte die arabische Sprache, indem er sie in Nordafrika in stetem Verkehr mit den eingeborenen Arabern studierte und erwarb sich außerdem eine gründliche Kenntnis des Altkoran. So ausgerüstet, begab er sich nach dem Ziele seiner Forschungen, äußerlich einem arabischen Kaufhändler völlig ähnlich. Es dauerte nicht lange, als er auf einen Zug Kameele traf, welche aus arabischen Hirten nach dem Innern getrieben wurden. Unter dem Vorgeben, vom rechten Wege abgelenkt zu sein, schloß er sich ihnen an und erzählte ihnen eine lange Geschichte über seine Abenteuer. Doch seine Erzählung erregte Verdacht. Ein fanatischer streckte ihn durch einen Alkoholscheinungsbildung zu Boden, und als er erwachte, fand er sich in Ketten und Banden. Der Führer der Karawane behauptete jedoch, die Aufstehen erlährender Schicks einzuholen, ehe er den Fremden für einen Betrüger erklärte.

Zum Glück traf Douls seinen Gefährten nach einigen Tagen auf den angehenden Metropolitiker und Dersich Ibrahim, dem der schwierige Fall zur Entscheidung vorgelegt wurde. Ibrahim unterzog den Fremdling einem genauen Examen in den Lehren des Koran, aus welchen Douls glänzend hervorging. Die Folge war, daß Ibrahim erklärte, er sei zweifellos ein tüchtiger Wabman, und daß von nun an jedes Mißtrauen gegen Douls völlig schwand. So durchstreifte er mit den Nomaden jene Einöden der westlichen Sahara, die vorher seines Europäers Fuß betreten hatte, auch besuchte er die Sandwüste von Uran und den Sclavenmarkt von Tendub. Das Vertrauen seiner Begleiter zu ihm wuchs mehr und mehr, und schließlich verlobte man ihn mit der zwölfsährigen Tochter eines angesehenen Scheichs. Unter dem Vorwande, reiche Brautgeschenke kaufen zu wollen, gelang es ihm, seine bisherigen Genossen zu verlassen und nordwärts nach Marokko abzureisen.

Die Erforschung dieser Gegenden war längst sein Wunsch gewesen. Die Provinz Sus, reich an Kupfer und Silberminen, in welcher er sich jetzt befand, war den Europäern stets verschlossen geblieben, da der Sultan ihre Häupter fürchtet. Während Douls in dem geheimen thüringischen Gebirge seine Beobachtungen und Forschungen anstellte, wurde er als verächtlich verachtet und in Ketten nach der Stadt Marokko transportirt. Glücklicherweise tette ihn die redliche Thätigkeit des britischen Gesandten Sir William Greene vor dem Fall seiner Ketten.

Die Erforschung dieser Gegenden war längst sein Wunsch gewesen. Die Provinz Sus, reich an Kupfer und Silberminen, in welcher er sich jetzt befand, war den Europäern stets verschlossen geblieben, da der Sultan ihre Häupter fürchtet. Während Douls in dem geheimen thüringischen Gebirge seine Beobachtungen und Forschungen anstellte, wurde er als verächtlich verachtet und in Ketten nach der Stadt Marokko transportirt. Glücklicherweise tette ihn die redliche Thätigkeit des britischen Gesandten Sir William Greene vor dem Fall seiner Ketten.

„Du bist schon wieder zurück, Autretia?“ sagte der Donnerer, offenbar annehmlich überfallen. „Und als er der großen schwarzen Augen etwas erlaut auf den anwendenden Jüngling gerichtet sah, fügte er hinzu: „Ah, parbon, Mähd, jur. u. R.—meine Frau.“

Walter überlegte, während er sich stumm verbeugte, mit fieberhafter Gedankenschnelle, wie er sich am raschesten einen Rezipienten verschaffen könnte, um seinem ruinierten Dajcin ein Ende zu machen.

„Aber als er sich leicht wie ein Wetzstein in die Höhe richtete, traf ihn aus den verführerischen Sammetaugen der Fäthig ein verhältnißmäßig und gültiger Blick.“

„Gott von R.“ rief sie; „weißt Du, lieber Mann, daß ich ihn auf der Reise kennen lerne?“ Ich war sehr angenehm über, in ihm einmal einen jungen Mann von erworbener Bildung und soliden—heimlich aufzuweisen.“ Grundfragen zu finden.“

Ein interessanter, von innigem Wohlwollen verklärter Blick des Jupiter rührte auf dem gemüthlichen Jüngling.

„I, ich, Du, mein junger Freund! Wer hätte das unter den Frauen Vöden vermuthet?“ Und er schlug Walter eifrig auf die Schulter. „Meinst Du nicht, liebe Frau, wie ich soeben Deinen liebenswürdigen Reizegefahren bitten, zum Essen bei uns zu bleiben?“

„Die unmittelbare Nähe hoher Weiblichkeit hat... ist...“ Hier verlor er den Faden.

„Sie waren vermuthlich bei Ihren Eltern?“ fragte sie ruhig.

„Doch nicht,“ beilichte er sich zu vertheidern. „Ich habe meiner Eltern wegen Waldluft gekriegt. Kamofe Oegend, dieser thüringischen Eisenbahnstation auf und nieder. Sie waren in eifrigem Gespräch vertieft.“

„Ich bin selbst eine Thüringerin“, bemerkte sie lächelnd.

„Hier verlor er den Faden.“

„Sie waren vermuthlich bei Ihren Eltern?“ fragte sie ruhig.

„Doch nicht,“ beilichte er sich zu vertheidern. „Ich habe meiner Eltern wegen Waldluft gekriegt. Kamofe Oegend, dieser thüringischen Eisenbahnstation auf und nieder. Sie waren in eifrigem Gespräch vertieft.“

„Ich bin selbst eine Thüringerin“, bemerkte sie lächelnd.

„Gnädiges Fräulein hatten gar nicht nöthig, das zu sagen. Gnädiges Fräulein konnten überhaupt nur eine Thüringerin sein.“

„Warum?“ fragte sie belustigt.

„Augen wie die von gnädigen Fräulein gibt es überhaupt nur in diesem Lande. Muß wohl die Nähe von Wabmanen und die Allerbeyligkeit des Zel, die Raaba von Meffa, mit dem Bilgerzuge der Hadjis einzuzeichnen. Von tausend Gefahren umringt, mit denen ihn der Fanatismus bedrohte, gelang es dem Fräulein von Wabman—denn dies war der wirkliche Name jenes frommen Wabman—der Wabman und der Geographie unerschöpfbare Dienste zu leisten.“

„Sein tollkühnes Unterfangen hat, wie zu erwarten, nur vereint Nachachtung gefunden. Und doch läßt sich kaum verstehen, daß bei der immer mehr sich ausbreitenden Herrschaft des Islam im Inneren Afrikas ein „Giau“ (Ungläubiger) einen äußerst schwierigen Stand haben wird, sobald er versucht, in das Väterland und die Bewohnheiten der dortigen Stämme einzudringen.“

„Ein französischer Kamille Douls, war der letzte jener Märtyrer der Wissenschaft, welcher, anfangs zwar glücklich, doch die Wiederholung seines Verfalls, in der Bekleidung eines arabischen Aufmanns in das Innere der Sahara einzuwandern, mit seinem Leben bezahlen mußte. Die Nachricht, daß er auf der Reise nach dem Hauptstabsquartier des Sultan, Timbuktu, von seinen Führern ermordet wurde, ist für mich leider bestätigend worden.“

Douls war ein entschlossener, thätiger Mann von 25 Jahren, dabei besetzt von glühender Liebe zur Wissenschaft. Die Erforschung des bisher völlig—bis auf die Küstentheile—unbekannten Westens der Sahara und des südlichen Arabiens hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht. Er erlangte die arabische Sprache, indem er sie in Nordafrika in stetem Verkehr mit den eingeborenen Arabern studierte und erwarb sich außerdem eine gründliche Kenntnis des Altkoran. So ausgerüstet, begab er sich nach dem Ziele seiner Forschungen, äußerlich einem arabischen Kaufhändler völlig ähnlich. Es dauerte nicht lange, als er auf einen Zug Kameele traf, welche aus arabischen Hirten nach dem Innern getrieben wurden. Unter dem Vorgeben, vom rechten Wege abgelenkt zu sein, schloß er sich ihnen an und erzählte ihnen eine lange Geschichte über seine Abenteuer. Doch seine Erzählung erregte Verdacht. Ein fanatischer streckte ihn durch einen Alkoholscheinungsbildung zu Boden, und als er erwachte, fand er sich in Ketten und Banden. Der Führer der Karawane behauptete jedoch, die Aufstehen erlährender Schicks einzuholen, ehe er den Fremden für einen Betrüger erklärte.

Zum Glück traf Douls seinen Gefährten nach einigen Tagen auf den angehenden Metropolitiker und Dersich Ibrahim, dem der schwierige Fall zur Entscheidung vorgelegt wurde. Ibrahim unterzog den Fremdling einem genauen Examen in den Lehren des Koran, aus welchen Douls glänzend hervorging. Die Folge war, daß Ibrahim erklärte, er sei zweifellos ein tüchtiger Wabman, und daß von nun an jedes Mißtrauen gegen Douls völlig schwand. So durchstreifte er mit den Nomaden jene Einöden der westlichen Sahara, die vorher seines Europäers Fuß betreten hatte, auch besuchte er die Sandwüste von Uran und den Sclavenmarkt von Tendub. Das Vertrauen seiner Begleiter zu ihm wuchs mehr und mehr, und schließlich verlobte man ihn mit der zwölfsährigen Tochter eines angesehenen Scheichs. Unter dem Vorwande, reiche Brautgeschenke kaufen zu wollen, gelang es ihm, seine bisherigen Genossen zu verlassen und nordwärts nach Marokko abzureisen.

Die Erforschung dieser Gegenden war längst sein Wunsch gewesen. Die Provinz Sus, reich an Kupfer und Silberminen, in welcher er sich jetzt befand, war den Europäern stets verschlossen geblieben, da der Sultan ihre Häupter fürchtet. Während Douls in dem geheimen thüringischen Gebirge seine Beobachtungen und Forschungen anstellte, wurde er als verächtlich verachtet und in Ketten nach der Stadt Marokko transportirt. Glücklicherweise tette ihn die redliche Thätigkeit des britischen Gesandten Sir William Greene vor dem Fall seiner Ketten.

„Du bist schon wieder zurück, Autretia?“ sagte der Donnerer, offenbar annehmlich überfallen. „Und als er der großen schwarzen Augen etwas erlaut auf den anwendenden Jüngling gerichtet sah, fügte er hinzu: „Ah, parbon, Mähd, jur. u. R.—meine Frau.“

Walter überlegte, während er sich stumm verbeugte, mit fieberhafter Gedankenschnelle, wie er sich am raschesten einen Rezipienten verschaffen könnte, um seinem ruinierten Dajcin ein Ende zu machen.

„Aber als er sich leicht wie ein Wetzstein in die Höhe richtete, traf ihn aus den verführerischen Sammetaugen der Fäthig ein verhältnißmäßig und gültiger Blick.“

„Gott von R.“ rief sie; „weißt Du, lieber Mann, daß ich ihn auf der Reise kennen lerne?“ Ich war sehr angenehm über, in ihm einmal einen jungen Mann von erworbener Bildung und soliden—heimlich aufzuweisen.“ Grundfragen zu finden.“

Ein interessanter, von innigem Wohlwollen verklärter Blick des Jupiter rührte auf dem gemüthlichen Jüngling.

„I, ich, Du, mein junger Freund! Wer hätte das unter den Frauen Vöden vermuthet?“ Und er schlug Walter eifrig auf die Schulter. „Meinst Du nicht, liebe Frau, wie ich soeben Deinen liebenswürdigen Reizegefahren bitten, zum Essen bei uns zu bleiben?“

„Die unmittelbare Nähe hoher Weiblichkeit hat... ist...“ Hier verlor er den Faden.

„Sie waren vermuthlich bei Ihren Eltern?“ fragte sie ruhig.

„Doch nicht,“ beilichte er sich zu vertheidern. „Ich habe meiner Eltern wegen Waldluft gekriegt. Kamofe Oegend, dieser thüringischen Eisenbahnstation auf und nieder. Sie waren in eifrigem Gespräch vertieft.“

„Ich bin selbst eine Thüringerin“, bemerkte sie lächelnd.

„Gnädiges Fräulein hatten gar nicht nöthig, das zu sagen. Gnädiges Fräulein konnten überhaupt nur eine Thüringerin sein.“

Zur Charakteristik Schillers.

Der wiener Universitätsprofessor Jakob Minor, der sich durch zahlreiche literarisch-historische Untersuchungen über die klassische und romantische Periode verdient gemacht hat, giebt in der „Vierteiljahrsschrift für Literaturgeschichte“ einen interessanten Beitrag zur Charakteristik Schillers. Der meiste Theil wird es sein, daraus zu erfahren, daß Schiller in seinen jungen Jahren als Redakteur einer politischen Zeitung thätig gewesen ist. Er redigirte nämlich während des Jahres 1781 die in Stuttgart erscheinenden „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen.“ Minor hat sich die Mühe genommen, diesen Jahrgang, der sich in der guttartigen Bibliothek findet, durchzusehen und zwar mit besonderer Rücksicht auf die redactionelle Thätigkeit Schillers. Im allgemeinen ist freilich der Einbruch, den diese Zeitung nach Minor's Schilderung macht, ein durchaus unerquicklicher. Ein großer Theil derselben wird ausgefüllt durch Hofnachrichten, die in einem widerwärtig bombastischen Tone gehalten sind. Besonders der Herzog Karl, der bekanntlich sonst nicht eben, weder im späteren Leben Schillers, noch als württembergischer Landesvater eine glänzende Rolle spielt, wird übermäßig gefeiert. Jede Wohlthat des Herzogs, seine Besuche in Instituten, Schulen und wohlbekannten Einrichtungen werden überhöchlich gepriesen, während noch die Dantalfäre der erkrankten Armen tauglich. In einer Debatte, die die glückliche Wiedertunft eines gnädigsten Fürsten, die im übrigen so zu schmach wie möglich ist, leistet sich der Dichter folgende Strophen:

„Der Fürst ist da!—Sagt Thaler es den Hügeln, Ruf's Erde, ruf's zu dem Olymp empor! Zurückgeführt auf Cherubinen—Stiegen, Rieft er jetzt ein in unser Freudenthor.“

Er kommt zurück, bringt Glück für seine Kinder, Von Blüten mit, die er geknospet ab. Der Frühling steigt voran, Sein herrlicher Verkünder, Jauchzt Bürger, jauchzt!—Karl und der Lenz ist ja!